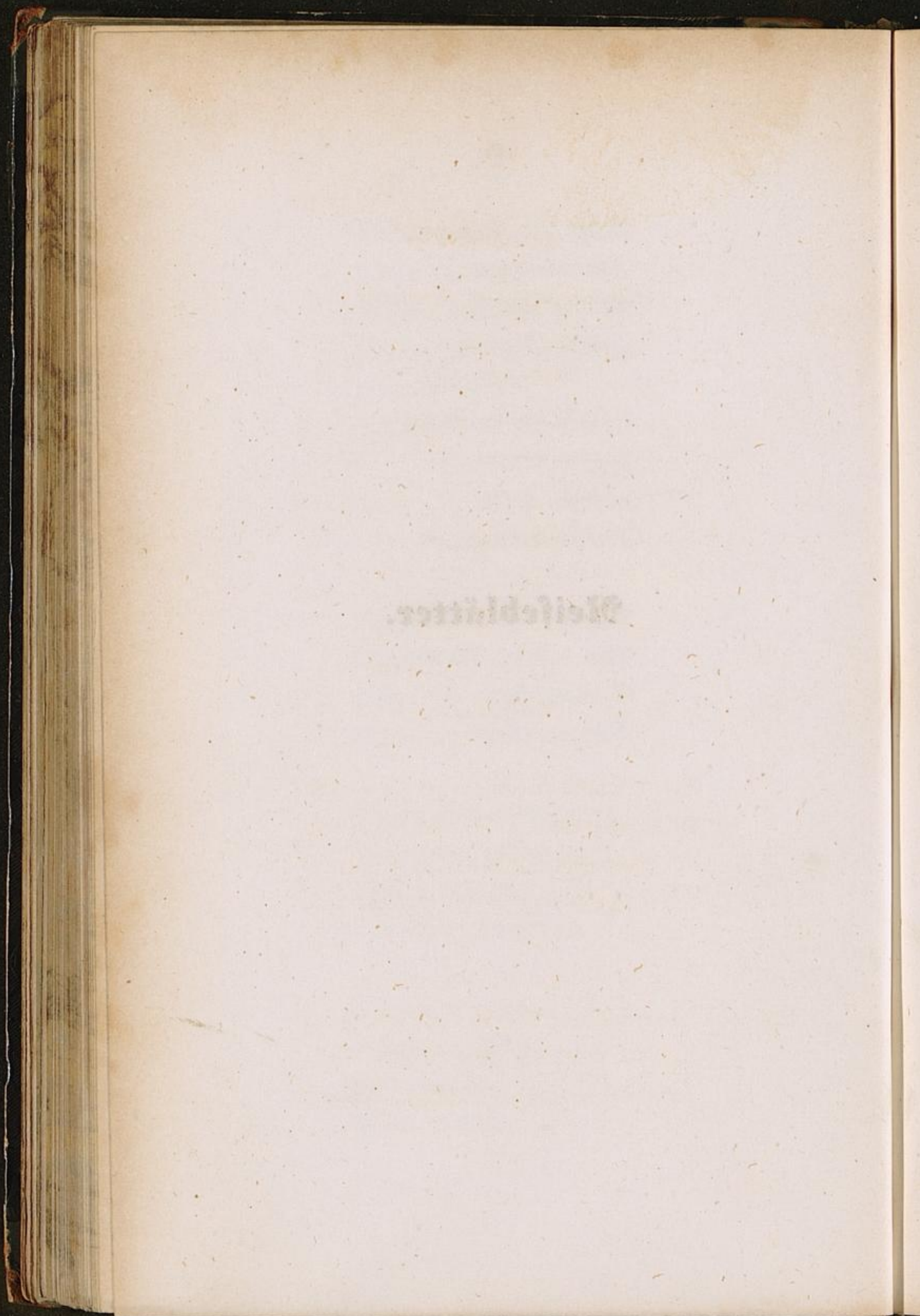


Reiseblätter.



Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Gefelle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber;
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Ruß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirth: „Gott vergelt’
Die Ruhestatt, die milde Labe!“
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summt' nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leif' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh' am Wiesenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Heerde nimmer,
Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
 Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
 Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
 So zwischen Wand und Todesluft.

Komm, Gottesläugner, Gott zu fühlen;
 Dein Frevel wird auf diesem Rand
 Den Todesabgrund tiefer wühlen,
 Dir steiler thürmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
 Der trotzig in die Tiefe schaut,
 Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
 Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
 In Ebenen aus, weit, endlos weit,
 Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand sich
 Der Ströme Zier um's bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr!

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Kings auf den Höhen; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die saufende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säufelt milde Ruh;
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen,
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebeker trank ich,
Und schlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirth ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe,
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nur Gras und Stauden beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versöhnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holde Düste wehn,
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reihn,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der im Harn
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winnt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohn Gelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele:
Seh gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen:
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenhaiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlassnen Freuden.

An den vollen Blüthenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewusst —
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbenen schalt,
Jetzt muß ich sie bedauern:

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um so bald' er sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.

1.

Du Alpenkind wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begehnend,
Und deine fromme Seele segnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinen Schimmer,
Geblieden ist, und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind:
Wonniglich geschlafen ein,
Trug die Mutter leif' und lind
Dich in jenen Blüthenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendsang,
Der in deinen Kindesraum
Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
Grüßte dich mit lindem Hauch;
Freundlich segnend küßt' er dich,
Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
Goz er dir auf's weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leif' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar zerging.

Und der Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenroth
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Oehringen.

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
 Vor Zeiten froh im Waldesraum.
 Mir galt der Sonne erster Kuß,
 Ich brachte, war sie schon geschieden,
 Dem Wanderer zum Abendfrieden
 Von ihr noch einen Purpurkuß.
 Da sah mich einst der Küßer ragen,
 Der kam und hat mich schnell erschlagen.
 Ade! Ade! du grüner Hain!
 Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
 Du Vogelsang und Wetterklang,
 Der freudig mir zur Wurzel drang!
 Die Waldesluft ist nun herum,
 Ich wandre nach Elysium.
 Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
 In dieses himmlische Gemach;
 O nehmt das Loos der Auserkornen
 Von all den tausend Waldgebornen,
 Das schöne Loos, das große Loos:
 Tief in des Grundes kühlem Schooß

Ein Faß zu seyn, ein Faß zu seyn;
 Nicht so ein still verlassner Schrein;
 Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
 Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
 Ein Trunk das ganze lange Leben,
 Den Zecher durch und durch erfüllend!
 Komm, komm, bewegter Erdengast,
 Und halte hier vergnügte Rast.
 Mach dir das Herz im Weine flott,
 Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?
 Braust dir der Geist durch's Innre hin,
 Von dem ich selber trunken bin?
 Er ist so feurig, süß und stark:
 O schlürf' ihn ein ins tiefste Mark! —
 Nun Wandrer, wandre selig heiter
 Von Faß zu Faß forttrinkend weiter!
 Schon tauchen dir im Rosenlichte
 Heraus gar liebliche Gesichte:
 Manch theures längst verlornes Gut,
 Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
 Sie kommen dir auf Weinessflut
 Jetzt frisch und froh herangefahren.
 Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
 Zu kühner That hinaus! hinaus!

Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken,
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen:
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonien,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Accord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.

Lieblieh war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wief' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
 Rieß die Geißel knallen,
 Ueber Berg und Thal davon
 Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
 Scholl der Hufe Schlagen,
 Die durch's blühende Revier
 Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
 Raun, begrüßt — gemieden:
 Und vorbei, wie Traumesflug
 Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
 Lag ein Kirchhof innen,
 Der den raschen Wanderblick
 Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
 War die bleiche Mauer,
 Und das Kreuzbild Gottes stand
 Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Kasse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber;

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlicher Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblief zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das theure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernstestn Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blüthenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!“
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderloose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom theuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Neh' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenslut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelflichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelflichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehflage hallt am Susquehanna-Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimath scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken,
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Heerde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Ragen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Muth zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindeschlaf genossen,
 Verlassen wir, der uns sein Bild geboten;
 Wo liebend wir ein theures Weib umschlossen;
 Den Wald, wo wir begraben unsre Todten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
 Sey still von euch die Hügelshaar beschlichen,
 Die Todten nicht zu wecken und zu mahnen,
 Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
 Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen:
 Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
 Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Todten Angedenken;
 Die Sonn' im Westen wandelt ihre Reige,
 Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
 Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmuth plötzlich ihre Hemmung;
 Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
 Schon braust des Schmerzes volle Ueberschwemmung
 In wilden Klagen um die stillen Gräfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finstern Sehnen
Die theuren Hügel der Zurückgebliebenen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Todtenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimathlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhassten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklangen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen:
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaum durch's dünnere Gedräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaum sie dort die Himmelsräume
Rothglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:

„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?

Getrost in unsres Unglücks frische Fährten

Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,

Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet;

Hoch brennt der Wald, vom Lager aufgestöret,

Das Wild verzweifeln aus den Gluten stürzt.

Gewecket von des Wildes Wehgeheule,

Und von dem falschen Tageslicht betrogen,

Kommt schwirrend rings heran mit trunkner Eile

Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern

Die Wünsche auch, die sie darunter streuen

Von ihren unverföhnlichen Verfluchern;

Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten

Hinüber nach des Brandes rothem Scheine,

Als der zerfließt im Morgenroth von Osten,

Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenriffe,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte; und sie schneiden
Ihren Rachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu fingen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschoßen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

